

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Von Bitkovic her jagte ein Dragoner in gestrecktem Galopp auf Racovac los. Spät am Abend war's, und die beiden Offiziere rauchten gerade ihre Nachtmahlsgigarren, als der Soldat vor ihr Haus sprengte. Sie stürzten beide hinaus, als sie ihn von drinnen hörten.

Der Mann war atemlos. Und die vorgeschriebene Form seiner Meldung vergaß er auch in seiner Aufregung.

„Verr Oberleutnant,“ stieß er hervor, „nicht weit von Bitkovic ist eine Bande von ungefähr dreißig bis vierzig Mann dabei, über die Drina zu gehen.“

Durch das schlafende Dorf gellte das Warnsignal. Fünf Minuten später standen die Strafumi marschbereit da, und die Dragoner trabten herbei.

Franz sah auf. Er und Desider hatten sich schnell geeinigt.

„Ich reite auf Bitkovic zu“, sagte Franz, „werde dir schon rechtzeitig Meldung schicken. Teufel — was ist denn das?“

Um die Dorfstraße bog ein zweiter Dragoner herum. Er kam augenscheinlich von Süden her.

Vor den Offizieren parierte er sein dampfendes Pferd, daß es sich auf den Hinterfüßen aufbäumte, und überreichte Desider eine geschriebene Meldung.

Zugführer Nagy meldete, daß von dem am rechten Ufer der Drina, etwa 1000 Meter oberhalb Slubovizza gelegenen Orte Bukovica, eine Bande von ungefähr zwanzig Mann sich dem Flusse näherte, augenscheinlich in der Absicht, ihn zu überschreiten.

„Was ist denn los?“ fragten sich die Offiziere verwundert.

„Am Ende ist der Krieg erklärt,“ meinte Franz, „und die wissen das früher als wir.“

„Was kümmert uns das,“ rief Desider, „Sie kommen und sie sollen uns bereit finden. Kinder,“ wandte er sich an seine Leute, „wir haben da von zwei Seiten Meldung erhalten, daß die Serben im Anmarsch sind. Jetzt geht's Gott sei Dank, endlich los!“

Die Strafumi und die Dragoner brachen in nicht endenwollendes Hurra aus. Eghi Hassan schrie nicht mit, aber in seinen schwarzen Augen begann es zu funkeln.

Er blieb im Ort zurück mit seinen fünf Gendarmen und mit fünfzehn Strafumi, während Franz mit seinem Zug nach links davonsagte und Desider mit seinen Leuten im Bausschritt nach der anderen Seite hin abbog. Vorsichtig stellte der alte Soldat rings um den Ort Wachen auf, um von allen Seiten sicher zu sein. Er selbst ernannte sich

zum Wachtposten am Eingang des Dorfes, von wo aus er das gegenüberliegende Ufer überblicken konnte. Gelassen hüllte er sich in seinen Mantel, setzte sich auf einen Meilenstein und legte das Gewehr auf die Knie. Und wartete.

Schweigend standen oben am lichten Nachthimmel die Sterne; kein Laut war ringsum hörbar. Es war, als schwebte der Frieden über das schlafende Land und hielt seine segnende Hand darüber, daß kein Lärmen es störe. Eghi Hassan, der in seiner Art ein Philosoph war, dachte an den Gegensatz zwischen der friedlichen Stille jetzt und dem freudigen Jubel, mit dem vor wenigen Minuten die Soldaten in den Kampf gezogen waren. Hinaus in die dunkle Nacht, in die Gefahr. Eghi Hassan zuckte als Philosoph die Achseln und gedachte des Risikos, des Schicksals, das unabänderlich jedem Menschen vorherbestimmt ist.

Drüben, im feindlichen Orte, kein Laut. Kein Licht an den Fenstern. Waren denn alle Bewohner mit den Komitadschis mitgezogen? Und er lauschte, ob er nicht aus der Ferne etwa einen Schuß vernahm. Aber nichts — nichts. Hätte Eghi Hassan nur einen Schimmer von Poesie besessen, so hätte er die Atemzüge der schlafenden Erde hören müssen.

So verrann eine Stunde — eine zweite. Noch immer sah Eghi Hassan auf seinem Meilenstein und wartete. Plötzlich fuhr er auf:

Aus Slubovizza kam langsam und schwerfällig ein Wagen durch den Schnee gerollt, hielt auf den Fluß zu und fuhr ohne Zögern über das Eis. Kein Zweifel, er kam auf Racovac zu... wie ein Falk spähte der alte Gendarm dem Gefährt entgegen. Und als es näher kam, erkannte er, daß zwei Menschen darauf saßen, ein Mann und eine Frau, armselige, in Lumpen gehüllte Bauern.

„Halt!“

Mit zitternder Hand hielt der Bauer die kleinen, zottigen Pferde an.

„Wer seid Ihr?“

Und das Gewehr schußbereit im Arm, trat der Gendarm an den Wagen heran. Seine Pfeife schrillte durch die Nacht, und gleich darauf standen die Gendarmen und die Strafumi im Kreis um die Fremden. Die waren zwei alte Leute, die sich vor Angst und Kälte ganz zusammenkrümmten.

„O, Gospodin,“ antwortete der Bauer in flehendem Tone, „wir sind arme, unglückliche Leute. Ich bin Mirko Mirkovich aus Drovice drüben in den Bergen. Und das ist die Marja, meine Frau. Wir wollen nach Kraljevolje, wo meines Vaters Brudersohn ein kleines Anwesen hat. Diese schrecklichen Komitadschis haben gar so schrecklich gehaust bei uns. Alles haben sie uns weggenommen, alles. Und gestern...“ Der Schmerz verschlug ihm die Stimme.

„Na, was war gestern?“ fragte Eghi Hassan gleichmütig.

„Gestern haben sie uns unsere Draga, unser Kind, unseren Sonnenschein...“ erlöst mir das, Gospodin. Sie

war so schön, Ihr könnt es Euch denken. Heut' früh fanden wir sie hinterm Hause tot, unseren Liebling; die Schönste war sie im ganzen Bezirk . . . tot lag sie hinter unserem Hause, ruchlos hingemordet von den Scharfen . . . Man sah's, sie hatte sich gewehrt gegen die Schande . . . Nun haben wir sie begraben, tief hinein in die Erde und wollen fort — nur fort, nicht wahr, Marja?"

Die Alte hochte ganz zusammengebrochen neben ihrem Mann. Die Hände hielt sie vors Gesicht und die wirren, grauen Haarsträhne schlüpften ihr unter den verschrumpften Fingern hervor; sie war der verkörperte Jammer.

Den gutmütigen Soldaten taten die beiden Alten leid, die nun noch in ihren Greisentagen von ihrer Scholle mußten, verjagt von den eigenen Landsleuten.

Berwünschungen gegen die Komidatschis wurden laut, und der eine und der andere griff in die Tasche, holte ein paar Heller hervor und legte sie schweigend auf die Bank neben die alte Frau. Drinnen im Wagen stand ein schwächling Kistlein, das wohl die paar Habseligkeiten der alten Leute barg.

„Gospodin, dürfen wir jetzt weiter?“ fragte der Bauer.

Aber Eſghi Paſſan konnte ſich nicht dazu entſchließen. Die Erzählung klang zwar wahr, aber der alte Spürhund in ihm witterte irgend etwas, das nicht in Ordnung war.

„Ihr kommt aus Slubovizja?“ forſchte er weiter.

„Ja,“ lautete die ohne Bögern gegebene Antwort. „Wer Gospodin, da war die Hölle los. Da waren mindestens an die hundert Komidatschi versammelt. Sie sind dann in zwei Haufen davongezogen.“

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht, Gospodin. Ich hab' mich nicht um sie gekümmert, sondern war froh, daß sie mich in Ruhe ließen. Die aus Drovica waren auch dabei. O, Gospodin, um des Herrn Heiland willen, laßt uns nun endlich fort!“

Eſghi Paſſan suchte die Achseln.

„Ich kann Euch das nicht erlauben,“ sagte er, „wartet, bis einer der Herren Offiziere kommt. Die haben hier zu befehlen.“

Der Bauer erhob nun ein großes Geschrei, aber es half ihm nichts. Eſghi Paſſan war nicht zu erweichen, und so mußten er und sein Weib herunterklettern. Der Gendarm führte sie in das Wachtzimmer und hieß sie sich am Ofen niedersetzen. Dort saßen sie dann, stumm und gedrückt, ohne den Blick vom Boden zu erheben.

Drei Stunden später kehrte Desider mit seinen Leuten zurück. Mißmutig und wütend waren sie alle. Sie hatten die Kerle drüben wohl gesehen, hatten immer darauf gewartet, daß sie herüberkommen würden. Aber nicht einmal einen Schuß hatten die Komidatschi abgegeben. Sie selbst durften ja nicht angreifen. Also mußten sie da stundenlang im Schnee liegen und sich von den Serben zum Narren halten lassen, die dann schließlich nach Slubovizja hinein verschwunden waren. —

Desider selbst war wütend.

„Daß sie uns verbieten,“ knirschte er, „über die Hunde herzugehen! Die hohen Herren in Wien verlangen wirklich viel von uns. Haben Sie nichts vom Oberleutnant Lohnsparg gehört, Paſſan?“ fragte er den Wachtmeister.

„Nichts, Herr Oberleutnant.“

„Vielleicht ist er gerade so zum Narren gehalten worden wie wir.“

Eſghi Paſſan führte ihnen die beiden Gefangenen vor.

Er sah sie an, ließ sich ihre Geschichte erzählen und fand nichts Verdächtiges an ihnen.

„Ich meine, Paſſan,“ sagte er, „wir können sie laufen lassen. Die beiden alten Menschen werden Oesterreich nicht in Gefahr bringen.“

„Wie Sie befehlen, Herr Oberleutnant“, knurrte der alte Pulverfresser. „Aber ich würde ihnen doch einen Gendarmen mitgeben, der sie bis zum nächsten Posten begleitet. Sicher ist sicher.“

Das geschah. Ein berittener Gendarm begleitete den Wagen, den die kleinen Pferde mühsam aus dem Dorf herauszogen.

Desider war todmüde, dachte aber nicht daran, sich niederzulegen. Er ging mit Eſghi Paſſan an den Eingang des Dorfes und wartete auf die Rückkehr der Dragoner, stumm eine Zigarette nach der anderen rauchend.

Frau und trüb froh der Morgen von den Bergen herunter. Seufzend stieg ein eisiger Wind auf und machte den übernachtigen Desider frösteln.

„Wo die nur stecken?“ fragte er den getreuen Haſſan. Der suchte gleichmütig die Achseln.

„Kampf hat's keinen gegeben,“ erwiderte er, „sonst hätten wir was hören müssen. Vielleicht ist der Herr Oberleutnant über Bitkovic hinausgeritten.“

Endlich wurden die Dragoner auf der Straße sichtbar. In langsamem Trab kamen sie heran.

„Nun, was war bei dir los?“ rief Desider dem Freunde entgegen.

Der war gerade so wütend, wie er selber.

„Was los war?“ sagte er, absteigend und das Pferd am Zügel nehmend. „Nichts. Wir sahen zwar drüben so eine Horde, aber die Kerls hatten augenscheinlich Nachtmarschübung ohne Markierer. Seelenvergnügt huschten sie da am andern Ufer entlang, wie immer auf der anderen Seite getreulich nebenher. Noch ein gut Stück bis über das Nest, das Bitkovic, hinaus. Dann schön kehrt euch und wieder nach Haus. Himmelherrgott, woher ich die Standfestigkeit genommen hab' und nicht hinüber bin . . . Wollten eh' ein paar von meinen Leuten auf eigene Faust hinüber. Die Burschen waren nicht zu halten. Bis ich ihnen mit Spangen gedroht habe. Na, vor denen haben sie augenscheinlich mehr Respekt, als vor den Serben. Effektiv zum Wurstel haben sie uns gemacht.“

„Wenn ich nur wüßte, warum“, meinte Desider. „Ohne Grund werden sie das doch nicht getan haben. Mir ist's nämlich genau so gegangen wie dir.“

Und er erzählte dem Freunde seine kampfslose Affäre.

„Das sieht ja fast so aus, als ob man uns hätte vom Dorf wegloden wollen“, rief Franz. „War hier was los, Paſſan?“

Sie waren inzwischen vor ihrem Hause angelangt, wo schon der heiße Kaffee ihrer wartete. Während sie den schlürften, erstattete der Wachtmeister seinen Bericht.

„Ja, ich hab' sie ruhig fortgelassen,“ setzte Desider hinzu, „zwei alte Menschen, halbtot vor Angst und Kälte. Zum Erbarmen, sag' ich dir.“

Franz erwiderte nichts, aber er begann aufgeregter in dem kleinen Raum hin und herzulaufen.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht,“ murmelte er, „du magst ja ganz recht gehabt haben. Aber ich werd' halt das Gefühl nicht los, daß da etwas nicht klappt. Ausgerechnet, wie sie uns herausgefoppt haben, kommt der Wagen daher . . . der Teufel soll mich holen, wie wenn das die Grelow gewesen wäre!“

Desider fuhr auf.

„Franz, mach' doch keine schlechten Witze,“ rief er. „Paſſan hat das Weib doch auch gesehen. Wenn wenig, hat sie sechzig Venze auf'm Buckel gehabt. Ganz klein und gebückt war sie, gelt Paſſan?“

Jedoch Eſghi Paſſan mußte bekennen, daß ihm selber die ganze Geschichte verdächtig vorgekommen sei.

„Aber nun hör's mir auf,“ sagte Desider zornig. „Ihr zwei könnt einem ja das Gruseln beibringen. Ich werde doch noch eine alte Vogelscheuche von einer jungen, schöner Person unterscheiden können, und wenn sie zehnmal verkleidet ist. Runzeln hat sie im Gesicht gehabt, so dick wie mein kleiner Finger. Na, und eine Haut, Paſſan hat einen blendend weißen Teint dagegen.“

Franz brach in schallendes Gelächter aus, und Paſſan verzog den langen Schnauzer zu einem vergnügter Grinsen. Und Franz holte den Schnaps herbei, um drei Gläser zu füllen, womit sie den Meinungsaustausch in einer alle Teile befriedigenden Weise zu beenden gedachten.

Blötzlich ertönte draußen lautes Schreien und Rufen.

Sie stürzten hinaus. Da standen die Soldaten und deuteten erregt auf das Ende des Dorfes hin. Von dort kam ein reiterloses Pferd dahergejagt. . .

Fünf, sechs Leute sprangen ihm entgegen und hielten das zitternde, schnaufende Tier.

Es war das Pferd des Gendarmen, den Eſghi Paſſan dem Bauernpaar mitgegeben, und an seinem Sattel klebte Blut!

10. Kapitel.

Stumm vor Entsetzen starrten sie alle das Unglückstier an. Vähmend überfiel sie das Bewußtsein, daß da ein Verbrechen geschehen war. Noch dazu an einem ihrer Kameraden.

Armer Bojan! Er war ein treuer, verlässlicher Mann gewesen, der nahe zum Wachtmeister stand. In des alten Paſſan verwittertem Gesicht begann es verdächtig zu zucken.

Prophezeiungen von deutscher Größe.

Von Dr. Paul Landau.

„Sie haben ihn gemordet!“ sagte er endlich, als der erste, der den Mund auftat.

Damit war der Bann gebrochen, der über allen lag. Vergessen war die Müdigkeit, die Anstrengung der Nacht. Da unten, an der Grenze, vor dem Feind, wurde einer dem anderen wie ein Bruder. Und der Wojan war immer so ein lustiger, stets hilfsbereiter Kamerad gewesen.

Mord! Feiger Mord! Das war doch ein anderes, als im offenen, ehrlichen Kampf fallen! Die Häute der Wunden ballten sich, und in einer Flut von Verwünschungen machten sie ihrer Wut Luft. Sämtliche Sprachen der Monarchie klangen da durcheinander.

Desider war weiß wie der Schnee, der ringsumher zu funkeln begann in der kalten Winter Sonne. Er stand mit zusammengebeißenen Lippen neben Franz und preßte seine Finger in dessen Arm.

Der war der erste, der sich aufrastete.

„Wir müssen ihnen nach!“ rief er. „Hassan, kommen Sie mit?“

„Ich geh' auch mit“, knirschte Desider. „Ich bin schuld an dem Wojan seinen Tod. Und wenn sie uns entwischen, dann schieß ich mir eine Kugel durch den Schädel.“

Er sagte das leise, mit jener dumpfen Energie, die kein Zurück kennt.

Wenige Minuten später jagten sie auf frischen Reserdepferden zum Dorf hinaus; zwei Dragoner, die in der Nacht nicht mit draußen gewesen waren, vervollständigten die kleine Kavallade.

Sie mochten etwa zwanzig Minuten geritten sein, als sie die niederen Dächer von Srebrenica auftauchen sahen. Das Dorf lag etwas seitwärts der Straße an einem sanft ansteigenden Hange, und schon bogen sie auf den dorthin führenden Weg ein.

Da bäumte sich Desiders Pferd, der an der Spitze ritt, hoch auf.

Im Graben lag, mit dem Gesicht im Schnee, Wojan. Deutlich sah man den Fleck, wo er vom Pferde gestürzt war. Augenscheinlich war er dann auf der abschüssigen Straße weitergerollt, bis er im Graben liegen blieb. Eine feine rote Arie zog sich quer über den Schnee hin.

Vorsichtig hoben sie ihn auf. Er war tot, ganz steif. In seiner linken Schläfe hatte er ein kleines Loch, das mit gefrorenem Blut bedeckt war.

Desider stöhnte laut auf, als er den Unglücklichen sah.

„Ich hab' ihn auf dem Gewissen“, ächzte er, „ich allein.“

Franz wollte seine Hand beruhigend auf seinen Arm legen, aber er stieß ihn zurück.

„Laß mich“, rief er. „Solange ich lebe, werde ich dieses bleiche, vorwurfsvolle Gesicht sehen.“

„Der Mann hat ihn erschossen!“ sagte Hassan. „Er hat die Wunde auf der linken Seite, der Mann ist rechts auf dem Wagen gesessen. Sicher haben sie hier jemanden gehabt, der auf sie wartete. Deshalb schossen sie unsern armen Wojan zusammen, ehe sie hier eingebogen sind. Na, ich glaube zu wissen, wer auf sie gewartet hat.“

Die beiden Dragoner trugen den Toten langsam ins Dorf, während die anderen sich in den Sattel warfen und eilends vorausritten. Esgji Hassan führte sie direkt auf ein bestimmtes Haus los, vor dem er absprang.

Ohne lange anzuklopfen, stieß er die Tür auf und stürzte herein, um gleich darauf mit einer an allen Gliedern zitternden Frau zurückzukehren, die er brutal am Handgelenk hinter sich herzerre.

„Wo ist der Djuba?“ schrie er sie an.

Wimmernd sank sie in die Arie und rang stehend die Hände zu den Offizieren empor. Sie sah abgehärmt aus, und ihre Augen waren rot, wie wenn sie eben geweint hätte.

„Wo ist der Djuba?“ schrie Hassan abermals.

„Gospodin, er ist gestern hinüber nach Podzaje zu seinem Bruder“, ächzte sie unter seiner derben Faust.

Der sonst so stille Esgji Hassan war nicht wiederzuerkennen. Die feige Mordtat an dem Kameraden hatte das Wilde, das in jedem dieser Bergsöhne steckt, wachgerufen und machte ihn grausam und blutdürstig.

„Dere“, brüllte er, „du lägst! Er hat den Gendarmen Wojan umgebracht und ist nun davon. Dort schau hin, dort bringen sie ihn.“

Eben erschienen die beiden Dragoner mit der Leiche. In scheuen Häufen drückten sich die Dorfbewohner hinter dem traurigen Zuge her.

(Fortsetzung folgt.)

Am Inlande und im Auslande wurde, wenn man die beispiellose Kraft, Einigkeit und Opferfreude der Deutschen in diesem Kriege vries, vielfach auf jenes Bruchstück eines unvollendeten Schiller'schen Gedichtes hingewiesen, das „Deutsche Größe“ überschrieben ist. In hochprophetischem Ton feiert hier unser Nationaldichter in einer Zeit des schlimmsten staatlichen Verfalls des deutschen Reiches die deutsche Nation als das Volk der Zukunft: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit — wenn der Zeiten Kreis sich füllt, wird des Deutschen Tag erscheinen“. „Die deutsche Würde ist eine sittliche Größe; sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist.“ Durch unsere Sprache werden wir die Welt beherrschen, indem wir die Idee der Menschheit in ihr am reinsten und vollkommensten darstellen. „Dem Deutschen ist das Höchste bestimmt, und so wie er in der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit. Er ist erwählt von dem Weltgeist, an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt.“

Stürzte auch in Kriegeslamm
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehen.“

Diese Prophezeiung von deutscher Größe steht nicht einiam in unserm Schrifttum. Zahlreich sind vielmehr die Voraussetzungen von künftiger Macht und Herrschaft der Deutschen; sie beweisen am besten, welch felsenfestes Vertrauen unsere Nation stets in sich selbst gesetzt, wie sie auch in trübren Zeiten an der Gewissheit festgehalten hat, das „ausgewählte Volk“ zu sein, und gerade in Epochen der inneren Schwäche loderte ihm dieser Glaube am hellsten als wegweisende Feuerküle durch das Dunkel der Ohnmacht. Der große Germanist Rudolf Hildebrand, der sich in einer inhaltsreichen Abhandlung einmal mit diesen Prophezeiungen beschäftigt hat, betont, wie viel nationale Träume dieser Art, die aus der Tiefe der Seelen magisch aufsteigen, im Leben eines Volkes bedeuten, wie wichtig sie sind für das Verständnis seines Charakters, und voll Nahrung bilden wir, denen schon so vieles erfüllt ist, die wir noch Größeres freudig und zuversichtlich erhoffen, in diesen fern und dunkel dämmern den Spiegel der deutschen Vergangenheit, aus dem doch in schwachen Umrissen, in feinem Ahnen dieselbe Sehnsucht schimmert, derselbe Glaube, dasselbe Ziel wie heut.

Dem Deutschen ist das einzigartige Glück zuteil geworden, daß an der Pforte seiner Geschichte ein Fremder steht, der ihm sogleich mit bewunderndem Scharblick die geheimen Jüge seines Wesens deutete. Der Römer Tacitus ist mit seiner „Germania“, ohne daß er es wollte, ein rechter Prophet des deutschen Sieges über die römische Welt Herrschaft geworden, und in seiner Schilderung germanischer Kraft, Reinheit und Gesundheit haben stets unsere Geistesführer die Grundelemente der deutschen Nation gefunden, die wohl verwischt, aber nie ausgelöscht werden konnten, von Hutten bis E. M. Arndt und Treitschke. So eröffnet der geniale Geschichtsschreiber auf Feindeseite die Reihe unserer großen Propheten. Walter von der Vogelweide in seinem Loblied auf die Deutschen und Freidank in seiner Spruchweisheit sind die ersten gewesen, die in deutscher Sprache von dem hohen Zukunftswert ihres Volkes kündeten. Das Reich hatte bereits die Sonnenhöhe seiner Macht überschritten; Schatten der Schwäche und Zwietracht senkten sich hernieder, und in dem mythisch durchglühten 14. Jahrhundert schweiften die Blide sehnsüchtig in die Vergangenheit, suchend vorwärts in die Ferne. Ein um 1920 entstandenes Gedicht „Sibyllen Weissagung“ erzählt von einem Ideal Kaiser, in dem die Gestalten des edlen Friedrich Barbarossa und des genialen Kaiser Friedrich II. zusammenfließen. Der deutsche Held schlechthin wird dieser Herrscher sein, der die ganze Christenheit regieren und eine neue Weltordnung des Friedens und Glückes heraufzuführen soll. Später knüpft sich diese Hoffnung auf einen deutschen Helden der Zukunft, an Kaiser Sigismund an, der, ein „neuer Moses“, sein Volk in das „gelobte Land“ der Einheit und Größe geleiten wird. Die Kölner Chronik von 1499 erwartet dies neue Reich in nächster Zeit und durch einen ganz bestimmten Fürsten, der — höchst bedeutsamerweise — aus dem Hohenzollernstamm entsprossen ist, durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Sigismund zugleich mit der Kurwürde von Brandenburg das Amt der Neubildung des Reiches übertragen. Wehnliches erhofft ein Mann aus dem Volke, Friedrich Keiser, in seiner vielgenannten Prophezeiung von der „Reformation des Kaiser Sigmund“.

Die beginnende Renaissance ließ ihre Blide weiter schweiften und baute schöne Trugbilder auf den Wolkenshöhen des Geistes. Ein Philosoph und Kirchenfürst auf der Wegscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit, der weitsehende Nicolaus von Cues, gestaltete in seiner Schrift De concordantia catholica, die von der gottgewollten allgemeinen Harmonie zwischen Kirche und Reich handelt, das großartige, prophetische Idealbild eines von Rom unabhängigen, einheitlich geleiteten Deutschland, das sich im Kampf gegen alle Feinde ringsum zu stolzer Macht erhebt. Die gleiche hoffnungsfrohe Frühlingstimmung, daß nun „alles neu werde“, besetzt die edelsten Geister der Reformation, unter denen

besonders Dutton zum Verkünder der deutschen Freiheit und Größe wird. Er beschwört als höchste Verkörperung des Deutschtums die Heldengestalt Arminius herauf, die dann so oft den Deutschen in ihren Kämpfen vorangeleuchtet, und er spricht es aus, daß die Deutschen noch immer die unabweinglichen Krieger und reinen Naturen seien, wie die alten Germanen, aber zugleich Kulturmenschen, die das Pulver und die Buchdruckerkunst erfunden. Selbst Caesar und Cicero müßten ihre Taten und Reden bewundern. **Frischlin** hat diesen Gedanken in seinem „Julius reboivius“ dramatisch gestaltet, **Weizner** ihn übernommen, und so hat dieser Triumph des Deutschtums über das Altertum noch auf **Hismard** gewirkt. Die Dutton den ruhenden „Deutschen Kar“ feiert: „Entschwingt er dem Boden sich kühn in die offenen Lüfte. Wehe, wie breitet er dann Schreden und Furcht um sich her!“, so hat **Luther** gesagt: „Deutschland ist wie ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf; es fehlt ihm aber an einem Reiter; es ist mächtig genug an Stärke und Beuten; es mangelt ihm aber an einem guten Haupt.“ Wieder klingt hier etwas von **Hismard** an, der gesagt hat: „Sehen wir nur Deutschland in den Sattel; reiten wird es schon können.“

Der 30jährige Krieg, der das größte Elend über Deutschland bringt, läßt dafür die Prophezeiungen wie glänzende Sterne einer ferneren besseren Zeit am dunkeln politischen Horizont aufsteigen. In einem prachtvollen unter leichtem Humor tiefen Ernst bergenden Traumbild seines „Simplicissimus“ läßt **Grimm** **Melchhausen** einen „Erphantaften“, der sich für den Gott Jupiter ausgibt, von einem neuen deutschen Weltreich künden: „Ich will einen deutschen Helden erwecken, der soll alles mit der Schärfe des Schwertes vollenden. Zuletzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden so löblich anstellen, daß beides, Götter und Menschen, ein Wohlgefallen darob haben sollen. Die Könige in England, Schweden und Dänemark werden, weil sie teutschen Gehalts und Perlebens, der in Hispania, Frankreich und Portugal aber, weil die alten Teutschen selbige Länder hieher vor auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen von der teutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfangen, und alsdann wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger beständiger Friede in der Welt sein.“ Ja, Deutschland wird sogar auch das Kulturerbe Alt-Griechenlands antreten, und Jupiter selbst gelobt, „alsdann die griechische Sprache abzuschwören und nur teutsch zu reden“. Witten aus dem grauigsten Kriegselend blüht in dem Roman dies Gemälde künftiger Herrlichkeit heraus, und die Deutschen erscheinen nicht nur als das weltbeherrschende, sondern auch als das klassische Volk der Neuzeit, was die Weimarer Olympier und die Frühromantiker mit größerem Recht ebenfalls predigten. Dem lustigen Phantastengeist des Dichters steht die viel tiefer gegründete Anschauung des Philosophen zur Seite. **Leibnitz** hofft und wirkt für ein neues, von Deutschen geschaffenes heiliges, römisches Reich, dem alle Fürsten der Erde Achtung und Ehrfurcht darbringen.

Der Prophet einer höheren Harmonie und Einheit, die in dem deutschen Gottesstaat ausgeprägt sein sollte, hat noch nichts von seiner Verwirklichung erlebt, es sei denn, daß er in dem Großen Kurfürsten, dem **Lehenstein** seinen Roman **Arminius** ahnungsvoll als dem „**Hermann Deutschlands**“ widmete, den Vorkäufer des Zukunftshelden erkennen wollte. Das 18. Jahrhundert sah bereits in **Friedrich d. Gr.** einen solchen Fürsten, der ganz Europa kühn und siegreich die Stirne bot. Der nationale Gehalt, den der König in die deutsche Kultur brachte, äußerte sich in kühnen Hoffnungen, wie sie z. B. **Klopstock** und **Justus Möser** ausbrachen. Die Dichter um **Glein** und **Ramler** verkündeten den Ausbruch eines goldenen Zeitalters; selbst die Franzosen, die bisherigen unbestrittenen Weltführer, lernten die Deutschen endlich achten. **Raynal** sagte zu einem Deutschen: „Ihre Literatur steigt, unsere sinkt.“ und **Dorot** rief aus: „O Deutschland, unsere guten Tage sind dahin, die heintigen brechen an!“ **Friedrich** aber schaute in seiner merkwürdigen Schrift „**De la littérature allemande**“ mit Beherblick in die Zukunft: „Wir werden unsere klassischen Dichter haben, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, die Döse werden es mit Freuden sprechen, und unsere veredelte und vervollkommnete Sprache wird sich durch unsere guten Schriftsteller von einem Ende Europas zum andern verbreiten.“ Rasch kam diese Zeit heran. Die junge Generation, die der greise Herrscher nicht mehr verstand, wollte durch die deutsche Nation alle Nationen aufklären und erziehen, und 20 Jahre nach seinem Tode bekannte die geistvollste Französin, die erste Schriftstellerin ihrer Zeit, **Fran von Ségur**, die bereits Weimars Größe ahnte: „Deutschland muß durch seine Lage als das Herz Europas gelten, und die große Gemeinschaft dieses Kontinents würde ihre Unabhängigkeit nur durch dies Land wiedererlangen, denn nur die Unabhängigkeit der Seelen wird die der Staaten begründen.“

Die neue Jugend der Menschheit, die Frau von **Stahl** in dem „**Vaterland des Denkens**“ fand, erfüllte in den Freiheitskriegen ihren Traum von der Befreiung Europas. Die ganze Epoche des Jahrhundertanfangs drängt in kühnen Prophezeiungen auf diese Führerschaft Deutschlands hin, von **Jean Paul** und **Hölderlin** bis zu **Friedrich Schlegel** und **Novallis**. Die deutsche Romantik ist in der Dichtung, Philosophie und Musik eine einzige große Prophetin auf die Größe des Vaterlandes. „Ob sich die

deutsche Welt ausruht zum Außerordentlichen?“ fragt **Arnim** 1806 ahnungsvoll, und **Fichte** predigt Deutschlands Beruf zur Schaffung der Weltkultur. **C. M. Arnob** preist das „**Herz Europas**“ und sieht als seine „**Weltmission**“: „Als ein Bollwerk zwischen Frankreich und Rußland und als ein Schildhalter spanischer, hispanischer und italienischer Freiheit wird es wohntätig in der Mitte liegen und als der eigentliche Mittelpunkt des europäischen Lebens das wütende und zerstörende Zusammenstürzen des Ostens und Westens hindern.“ Auch später sind die Dichter die besten Propheten gewesen: **Herwegh** sagte Deutschlands Flottenmacht voraus, **Bürger** die Einigung unter **Breuhens** Führung, für die dann **Treitschke** so begeistert eintrat. Selbst **Viktor Hugo** hat einmal von der deutschen Seele erwartet, daß sie „in gegebenen Augenblick die Menschheit erheben und retten werde“; **Carlyle** im deutschen Staat „den Präsidenten Europas“ gesehen und **Napoleon III.** die Deutschen als „die Masse der Zukunft“ gefürchtet. Es bewahrheitet sich eben das Wort **Goethes** aus dem Schlußchor von „**Epimethides Erwachen**“ seiner eigentlichen Freiheitsdichtung:

So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Von hieherm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.

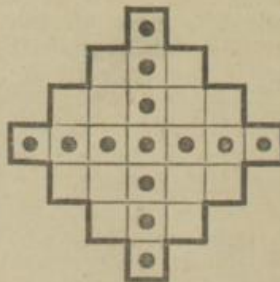
Vächtertisch.

— „Der Deutsche Kriegskalender“, ein reiches Soldaten- und Volksbuch, ist soeben erschienen. Schon sein Neuhäuser nimmt für ihn ein. Aus dem Umschlag prangt eine famose **Manenzeichnung** des bekannten Malers Professor **Angelo Jani** und im Innern fällt die Fülle guter und interessanter Bilder auf, die, vom **Kalendarium** angefangen, überall im Text verstreut sind. **General** der Infanterie **v. Janon** beginnt mit der trefflich aufgearbeiteten Chronik der bisherigen Weltkriegsereignisse zu Lande unter dem Titel „**Heldenkämpfe in West und Ost**“. **Kontreadmiral Schlieper** gibt die recht geschickt geschilderte Chronik der Ereignisse zu Wasser. Es folgen die Aufsätze: „Die deutsche Luftflotte“ von **General v. Edenbrecher**, „Wie das Rote Kreuz entstand“ von **H. G.**, „Jungdeutschlands Kriegsschiffe“ von **Richard Nordhausen**, „Deutschlands Finanzrüstung“ von **Leo Jolles**, „Grundlagen des deutschen Aufstieges“ von **Dr. Paul Rohrbach**, „Die Deutschen Rußlands während des Krieges“ von **Generalsekretär U. Geiser**. Dann kommt der unterhaltende Teil, beginnend mit einer vorzüglichen Skizze **Nanny Lambrechts** „**Die Kotttraumung**“ (Szene aus dem fanatisierten **Brüssel** zu Kriegsbeginn). Auch eine Reihe Kriegsgefänge und einige humorvolle Beiträge in Wort und Bild bereichern das kleine Buch, das bei selbiam mäßigen Preise von 80 Hg. (120 Seiten Umfang, Verlag von **Gerhard Stalling** in Oldenburg i. Gr.), hoffentlich Eingang in recht weite Kreise findet. Der Kalender ist hauptsächlich als Liebesgabe für unsere Feldgrauen und Matrosen gedacht. Er läßt sich leicht als Feldpostbrief verschicken. Ihnen kommt es auch in doppelter Weise zugute, weil sein Reingewinn fast ausnahmslos in die Kassen der vom Verein fürs Deutschtum im Auslande veranstalteten und unter dem Protektorat der Frau Kronprinzessin stehenden „**Volksammlung für die kämpfenden Söhne unseres Volkes**“ fließt.

— Der „**Lahzer Dinkende Vote**“ tritt zum 115. Male seine Wanderung an. Er wirft einen Blick auf die Wirrale der Zeit, und sein Nachwort zu den „**Weltbegebenheiten**“ (das nur noch einem Teil der Kalender beigelegt werden konnte, auf Wunsch aber kostenlos nachgeliefert wird) faßt die Ereignisse der jüngsten Zeit bis zu den neuesten Siegen unseres Hindenburg, den ruhmreichen Erfolgen im Westen und der Erhebung des **Islam** in eine vollstündliche Kriegsbetrachtung zusammen. Der „**Dinkende**“ ist kein Sauerseher, das sieht man auch dieser Darstellung an, die bei aller Schalkheit auf einen der großen Vaterlandsfache würdigen zuversichtlichen Ton gestimmt ist. Den übrigen Inhalt des beliebten Kalenders, der in Text und Bild bewährtem Herkommen treu bleibt, bilden stimmungs- und spannungsvolle Erzählungen anerkannter **Volkschriftsteller**, vielerlei Unterhaltendes, aber auch Befehrendes, wie des **Dinkenden** Standrede über den **Panamakanal**.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a a b b d e o o f i k k l l m n r r r s s u u berart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:



1. Einen Buchstaben.
2. Teil des menschlichen Körpers.
3. Mathematische Figur.
4. Deutsche Stadt.
5. Einen Raubvogel.
6. Biblischen Namen.
7. Einen Buchstaben.

Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das **Wesche**, Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: **Uster, Laster, Uster, Uster.**